

Erinnerungen an Bundesrat Ludwig Forrer (1845-1921)

Autor(en): **Bächler, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **226 (1947)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in Dampfkessel erzeugt. Er treibt zunächst eine Dampfmaschine, die mit einem Dynamo gekuppelt, elektrische Kraft liefert, und gelangt als Abdampf aus der Maschine in die Verdampfer, die mit gereinigter Sole gefüllt sind. Durch Verdampfen des Wassers fällt das Salz aus, das durch eine Spezialeinrichtung in Zentrifugen gelangt, in denen die dem Salz anhaftende Sole abgeschleudert wird.

Für die Herstellung von 100 Kg. Salz werden in den Vakuumapparaten nur halb so viel Kohlen verbraucht, als unter den Pfannen. —

Dann kam der Krieg und in seinem Gefolge die Kohlennot. Die Einsparung von Kohle wurde zum obersten Gebot. Die durch unsere Kraftwerke erzeugte Elektrizität — die weiße Kohle — mußte die schwarze ersetzen. Kurz entschlossen schritten die Rheinsalinen zur Aufstellung von Verdampfapparaten, die mit Thermo-Kompressoren — Wärmepumpen — betrieben werden.

Der Vorgang ist kurz folgender: In großen Gefäßen ähnlicher Konstruktion, wie die beschriebenen Vakuumapparate, in die Heizkörper eingebaut sind, wird gereinigte Sole durch Erhitzen mit Dampf, der im Elektrokessel, also nicht mit Kohle, erzeugt wird, zum Kochen gebracht. Dann wird der Heißdampf abgestellt und die Wärmepumpe eingeschaltet. Diese saugt den sich aus der Sole entwickelnden Dampf an und komprimiert ihn. Dadurch tritt eine Temperaturerhöhung desselben ein, so daß der gleiche Dampf als Heißdampf verwendet werden kann. Diesen Vorgang besorgt ebenfalls die Wärmepumpe, indem sie den komprimierten Dampf in den Heizkörper des Verdampfers drückt. Es findet also ein Kreislauf des aus der Sole erzeugten Dampfes statt. Die Wärmepumpe wird durch einen Elektromotor

angetrieben. Die Elektrizität findet in unserem Falle nicht als Wärmequelle Verwendung, sondern mechanisch, also in ihrer wirtschaftlichsten Form. Auf diese Weise wurde die uns fehlende Kohle durch im eigenen Lande erzeugte Elektrizität ersetzt und die Versorgung der Bevölkerung und der Industrie mit Salz gesichert. Die Pfannen wurden nunmehr außer Betrieb gesetzt und auch die Vakuumanlagen stillgelegt. Durch diese Umstellung konnten jährlich 2400 Wagen Kohlen zugunsten der Allgemeinheit eingespart werden. Allerdings liefern diese Neuanlagen infolge des sehr intensiven Kochprozesses nur Feinsalz. Die Fabrikation des größeren Küchensalzes ist durch Ausschaltung der Pfannen eingestellt. Das Feinsalz ist aber bezüglich seiner Reinheit und in seiner Qualität dem größeren Salz sogar überlegen. Die beiden Anlagen in Schweizerhalle und in Kyburg decken nunmehr den ganzen Bedarf der Schweiz, der 75–80 000 Tonnen pro Jahr beträgt. Hievon entfallen auf Speisesalz zirka 63 %, auf Industrie- und Gewerbesalz 34 % und auf Spezialsalze 3 %.

Der Jahresverbrauch des Menschen an Salz beträgt 8–10 Kg.

Die Vereinigten Schweizerischen Rheinsalinen sind ein interkantoniales Unternehmen, dessen Aktien sich ausschließlich in den Händen der Kantone befinden. Alle Salzbestellungen erfolgen durch die Salzverwaltungen, die ihrerseits den Verkauf regeln und überwachen. Die Kantone setzen die Salzverkaufspreise selbst fest. Diese 1909 bei der Gründung der Gesellschaft getroffenen Maßnahmen haben sich bisher bestens bewährt und dürften auch in Zukunft als ideale Lösung für die Versorgung unseres Landes mit Salz beibehalten werden.

Erinnerungen an Bundesrat Ludwig Forrer (1845–1921) von Dr. Emil Bächler.

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Bundesrat Dr. Ludwig Forrer am 9. Februar 1945 hat die Schweizer Presse der vielseitigen Tätigkeit dieses großen Demokraten und Staatsmanns ehrend gedacht. Die vorliegenden Erinnerungen möchten das Lebensbild des „Löwen von Winterthur“ nach der persönlichen Seite hin noch etwas erweitern. Manche Wesenszüge Forrers kamen erst außerhalb des Bereiches seiner amtlichen Verpflichtungen zur vollen Geltung, vor allem während seiner Ferienzeit, wenn er in der Bergwelt Ruhe und Erholung suchte. Nicht nur die Natur der Alpen war ihm ans Herz gewachsen, er fühlte sich auch der einfachen Bergbevölkerung aufs engste verbunden.

Die im Folgenden geschilderten Erlebnisse mit Bundesrat Forrer stammen aus den Jahren, in denen er regelmäßig seine Ferien im idyllischen Bergdorfe Vät-tis verbrachte. Seine Vorliebe für das Tamina- und Calfeisental ging zurück auf die Bekanntschaft mit dem alpinistischen Erschließer des St. Galler Oberlandes, Prof. Walter Gröbli, Mathematiklehrer an der Zürcher Kantonschule. Schon zu Beginn der achtziger Jahre hatte sich Forrer das Familien-Ferienquartier im Hause des Kreisförsters Jäger ausermählt, das er dann Som-

mer für Sommer besetzt hielt. 1899 ließ er sich im „Gugg“ oberhalb der Vättner Kirche ein eigenes Chalet bauen. Von hier aus unternahm er als sicherer, doch behutsamer, mehr beobachtender und besinnlicher Berggänger viele Touren in das Tal der rauschenden Tamina und bis hinauf auf die Gipfel der Dreitausender.

Als Freund der Alpenflora hatte er sich ansehnliche botanische Kenntnisse erworben. Gerne führte er auf Ausflügen als „botanischen Baedeker“, wie er sagte, den roteingebundenen „Gremli“ mit. Im Pflanzenbestimmen besaß er eine überraschende Fertigkeit, und er wußte auch schwierigen Arten auf die Spur zu kommen. Als ich in den Sommern 1898–1904 an der botanischen Aufnahme des Taminagebietes arbeitete, brachte Forrer diesem Unternehmen ein lebhaftes Interesse entgegen, und so kamen wir schon in den ersten Wochen häufig zusammen. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Entdeckung neuer Arten und Standorte. Welche Freude hatte er, als ich ihm im Calfeisental die großglockige, himmelblaue Alpenfahle zeigte, die er lange vergeblich gesucht hatte, oder die einzige Fundstelle des Alpen-Nittersporns! Als Beherrscher der klassischen Sprachen pries er in griechischen Versen die wunder-

vollen Kreuzungen zwischen der gelben Aurifel und der dunkelroten behaarten Primel, die in den herrlichsten Farbenmischungen an den Felsen klebten. Mit einem Freudenruf machte er Bekanntschaft mit dem blattlosen Widerbart, einer bei uns sehr seltenen Orchidee. Raritäten verpflanzte er gern in das kleine Alpinum, das er sich bei seinem Chalet angelegt hatte und Interessenten stets mit Stolz zeigte.

Weil gerade von diesem Alpengärtchen die Rede ist, sei hier eine kleine Begebenheit eingeflochten, welche zeigt, wie gut es Forrer nötigenfalls verstand, harmlos aussehende Fallen zu stellen. Als er eines Tages von einer Bergtour mit zerrissenen Hosen nach Hause kam, wurde er in meiner Anwesenheit von seiner Gattin nicht gerade freundlich empfangen. Tags darauf erzählte ich ihm zufällig, ein witziger Kopf habe in St. Gallen einen kleinen Pressekrieg erregt, weil er auf Himbeerstauden Erdbeerfrüchte aufsteckte und dieses Produkt als neueste Züchtung ausgab. Da kam Forrer blisartig der Gedanke, sich mit Hilfe dieser „Kreuzung“ für die Standrede vom vorhergehenden Abend zu bedanken. Als er die sorgfältig präparierte Himbeerstaude nach Hause brachte, vermochte er die außerordentliche Seltenheit des Fundes so gut zu unterstreichen, daß seine Frau das Sträuchlein liebevoll in das Alpinum einsetzte. Als ihr dann einige Tage später hinterbracht wurde, daß sie angeschwindelt worden sei, bekamen wir allerdings noch erheblich mehr zu hören als vorher wegen den zerrissenen Hosen.

Auf den vielen gemeinsamen Wanderungen sprach Forrer gerne auch über seine berufliche Tätigkeit als Advokat, Nationalrat und später als Mitglied unserer obersten Landesbehörde. Nie fehlte es dabei an köstlichen Anekdoten aus seinem vielgestaltigen Leben. So erzählte er mir etwa, wie er anlässlich des Besuches des deutschen Kaisers eingeschlafen sei, als er als Bundespräsident mit dem hohen Gast nach Bern fuhr. Wilhelm II. habe sich jedoch darüber nicht aufgehalten, sondern ihn beim Aufwachen sogar teilnehmend gefragt: „Herr Bundespräsident haben ein Nickerchen gemacht?“ Worauf Forrer antwortete: „Jawohl, ich habe geschlafen wie eine Majestät!“ Als der Kaiser ihn beim Abschied lebenswürdig aufforderte, sich ein Geschenk auszuwählen, habe er ohne langes Besinnen geantwortet: „Majestät, geben Sie uns Zürich wieder!“ – Ein kurzes, helles Lachen folgte stets auf die Pointe solcher Erzählungen. Ich ermunterte Forrer mehr als einmal, diese hübschen Begebenheiten niederzuschreiben, doch fröhlich erwiderte er immer, wenn er damit anfangen würde, gäbe es ein dickes Buch, und dazu habe er keine Zeit. Leider ist er wirklich nie dazu gekommen, mehr als einige Bruchstücke seiner Lebenserinnerungen zu veröffentlichen.

Mit unverhohlener Befriedigung sprach Forrer von seiner Verteidigung der liberalen Tessiner Revolutionäre, vor den eidg. Assisen, von der Rede, welche den Freispruch der Angeklagten bewirkte, die ihn dann als den Befreier des Tessinervolkes feierten. Düstere Schattungen legten sich aber über sein Gesicht, wenn er sich an den 20. Mai des Jahres 1900 erinnerte, an dem mit großer Mehrheit die „Lex Forrer“, der Gesetzesentwurf

für die obligatorische Kranken- und Unfallversicherung, verworfen wurde, dem er viele Jahre seiner Anwaltspraxis geopfert hatte. Da konnte es vorkommen, daß ihm ein bitteres Wort über die Verständnislosigkeit des Volkes entschlüpfte. Er war erst wieder ausgehöhnt, als 12 Jahre später die zweite, allerdings etwas „verwässerte“ Fassung des Gesetzes angenommen wurde.

In Bättis, das ihn später zu seinem Ehrenbürger ernannte, saß Forrer gerne mit den Bergbauern am Wirtstisch in der „Lerche“ oder der „Lamina“, am liebsten bei einem Jaß und beim Räuchlein eines „Ormond“-Stumpens. Da war es eine Freude, zu sehen, welch großes Verständnis der hohe Magistrat auch seinen einfachsten Mitbürgern entgegenbrachte, wie er bald eine kinderreiche Familie, bald alte Leute unauffällig unterstützte. Diesem Einfühlen in alles, was Menschsein bedeutet, seinem lebenswürdigen Wesen auch gegenüber den Geringsten im Volke, verdankte er verdienstermaßen seine Popularität. Haben mir doch Hirtenhuden erzählt, wie freundlich „der Her Forrer“ sich nach dem Befinden ihrer Eltern erkundigte, wie er sich freute, wenn er guten Bericht vernahm. Gerne unterhielt er sich auch mit den Kindern des Bergdorfes. Er konnte nicht nur alle beim Namen nennen, sondern mußte auch genau, wieviele Geschwister jedes hatte. Als der Hirtenhude auf der Alp Brändlisberg ihm einmal berichtete, daß er elf Geschwister habe, bemerkte Forrer, das könne nicht stimmen, denn im letzten Sommer seien es doch erst deren neun gewesen; er mußte sich aber mit dem Hinweis darauf belehren lassen, daß eben im vergangenen Winter Zwillinge dazugekommen seien!

Von einer echt demokratischen Gesinnung zeugen die folgenden zwei Begebenheiten. Eine fröhliche Gesellschaft, bestehend aus Bundesrat Forrer, einigen Industriellen aus Zürich und Schaffhausen, zwei Lehrern aus St. Gallen und dem Schreibenden, machte auf dem Wege zur Cardonahütte in der „Bordenen Ebene“ Zünnihalt. Als eine große Brenne voll frischer Milch aufgestellt wurde und jeder einen hölzernen Löffel erhielt, erklärte einer der beiden Lehrer dem Sennen, er müsse für den Herrn Bundesrat eine besondere Schale bringen. „Nichts da!“ rief Forrer, „wir sind in einer Demokratie, wo alle gleich viel gelten. Im übrigen werde ich dazu sehen, daß keiner zu viel nimmt; wenn einer unverschämt wird, so bekommt er mit meinem Löffel eins auf die Finger.“ – Trotzdem ein eidg. Postkurs Kagaz-Bättis bestand, benützte Forrer gern die Seilbahn nach Wartenstein und wanderte dann über Pfäfers und Vadura taleinwärts. Einmal holte er dabei eine mit zwei schweren Körben beladene Bündnerin ein, die nach Kunkels zu Verwandten wollte. Forrer fand, das Fraueli habe zu schwer geladen, und nahm ihr erst den einen, bald auch noch den andern Korb ab. Als sie in eifriger Unterhaltung in Bättis angelangt waren, gab er ihr die Last zurück mit dem Bedeuten, daß er hier daheim sei. Da kramte die Frau einen „Zwinzger“ aus der Tasche und drückte ihn ihrem Träger in die Hand. Forrer nahm ihn dankend entgegen. Erst in Kunkels erfuhr die Frau, daß der so beschenkte Helfer der bekannte Nationalrat war.

Als die vorhin erwähnte Reisegesellschaft in der „Hin-

tern Ebene" anlangte, fragte mich „Herr Zorrer“, als den ihn alle Anwesenden anreden mußten, ob ich auch wisse, was das für ein mächtiger Felsblock sei, der vor der Hütte liege. Ich antwortete pflichtschuldig, daß es sich um einen eozänen Wildfisch handle, der vom benachbarten Hange herabgestürzt war. Zorrer erwiderte, das möge stimmen, aber mit dem Stein habe es noch eine ganz andere Bewandnis: er sei nämlich einmal 10 Minuten um ihn herumgerannt auf der Flucht vor einem wütenden Stier. Als jemand fragte, wie jene Geschichte ausgegangen sei, sagte Zorrer trocken, der „Andere“ habe dann zuerst nachgegeben. – Als wir auf der gleichen Wanderung zum Schräenbach kamen, mußten wir feststellen, daß das Unwetter des vorhergehenden Tages das Brücklein weggerissen hatte. Wir warfen zwei große Blöcke ins Wasser, so daß man es mit drei großen Sprüngen trockenen Fußes überqueren konnte. Einer von uns stellte sich auf dem zweiten dieser Steine auf und half den anderen hinüber. Nur der Lehrer, der in der „Borderen Ebene“ dem Sennen befohlen hatte, für den Herrn Bundesrat eine besondere Milchschale zu bringen, wollte trotz unserer gutgemeinten

Aufforderung auf fremde Hilfe verzichten – und schon lag er der Länge nach im kalten Bergbach. Als er tropfend und etwas kleinlaut am Ufer stand, meinte Zorrer lachend, so gehe es eben, wenn ein Schulmeister das „Solgen“ verlernt habe.

Oft bewunderte Zorrer meinen unheilbaren Optimismus, der im Gegensatz zu seiner zeitweise etwas pessimistischen Lebensauffassung stand. Er erklärte diesen Unterschied damit, daß er es als Jurist und Politiker nur zu oft mit den unangenehmen Eigenschaften der Menschen zu tun habe, während ich mich immer wieder am klaren Quell der Natur erlaben könne, deren Gesetze unverbrüchlich und ewig bleiben. Als wir uns in seinen letzten Lebensjahren einmal über die Höhlenfunde im Drachenloch unterhielten, fand er, daß jene naturverbundenen Höhlenbewohner gewiß noch glücklicher waren als wir profizigen Kulturmenschen, schon deshalb, weil es damals noch keine Advokaten und Diplomaten gab. Derartige gelegentlich geäußerte kritische Gedanken hinderten aber Ludwig Zorrer nicht daran, seine volle Kraft in den Dienst des Landes zu stellen und auch sonst ein vorbildlicher Eidgenosse zu sein.

Schweizer Siedlungen in Nordamerika.

Von Dr. Jakob Winteler-Martin, Glarus.

Der menschliche Wandertrieb ist nicht eine besondere schweizerische Eigenschaft. Vielleicht aber ist er bei uns Eidgenossen um etliche Grade lebendiger als bei andern Völkern. Ob der enge Talgrund, die hohen Berge oder das föderalistische, demokratische Leben mit dem damit verbundenen selbständigeren Denken und Handeln dazu beigetragen haben, bleibe dahingestellt. Nicht daß zwar die Auswanderung auf Tatendrang und Abenteuerlust, also auf rein freiwilligen Entschlüssen allein, beruht hätte; bis zum 18., ja sogar ins 19. Jahrhundert hinein lagen die Ursachen auch in religiösen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen begründet. Die Auswanderungsziele lagen bis dahin zwar mehrheitlich in Europa, und zwar nach allen Richtungen der Windrose: in Italien, Spanien, in den durch den 30-jährigen Krieg verödeten Landstrichen Deutschlands, in Elsaß, der Pfalz, in Ostdeutschland und den baltischen Staaten bis zu den weiten Ländereien des russischen Zarenreiches vom Norden bis zur südlichen Krim. In fremdem Solddienst fuhren Schweizer auch nach Übersee, so nach Nordamerika, ja sogar in die Ländereien der Ostindischen Kompagnie, dem heutigen niederländisch-indischen Kolonialreich.

Eine nicht unbeträchtliche überseeische Auswanderung ist übrigens bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts festzustellen, vorab nach dem nordamerikanischen Kontinent. Im Jahre 1710 schon wurde in Nordcarolina der Ort Neu Bern gegründet; später entstanden gleichnamige Siedlungen auch in Virginien, Indiana sowie in der kanadischen Provinz Ontario. 1730 zog eine Gruppe von 250 Auswanderer unter der Führung des ehemaligen appenzellischen Landeshauptmannes Tobler ebenfalls nach Carolina, um 1800 entstand in

Kentucky eine westschweizerische Kolonie Neu Beven, 1837 wurde Highland bei St. Louis auf die Initiative des Luzerner Kaspar Knöpfli ins Leben gerufen, welcher Ort 1937 als stolze Stadt ihr Hundertjahr-Jubiläum feiern konnte. Bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete die Pfalz vor allem eine Art Durchgangsland für die überseeische Auswanderung; man nannte die von dort kommenden Kolonisten demzufolge meist Pfälzer, auch wenn ihre ursprüngliche Heimat z. B. in der Schweiz lag. Meist mit betrüblichen Fehlschlägen endeten die Siedlungsversuche in Brasilien, die nach 1800 einsetzten.

Die Auswanderer vertauschten zumest keineswegs die engen heimatlichen Verhältnisse mit einem erträumten Paradies. Ofters ungenügend vorbereitet, von gewissenlosen Agenten ausgenützt, vorzeitig ihrer beschränkten Mittel entblößt, der andersartigen Lebensgewohnheiten und klimatischen Bedingungen fremd und ungewohnt, gerieten viele in Not und Elend. Manch einem gelang der Aufstieg – meist waren es die Nachkommen, die die Früchte der Pioniere ernteten. Etwas erträglicher gestalteten sich die Schicksale der Auswanderer seit den 1830er Jahren, besonders dann, wenn größere Gruppen gemeinsam siedelten. Ein Beispiel bietet der im nordamerikanischen Staate Wisconsin gelegene Ort Neu Glarus, der, 1845 ins Leben gerufen, ein Jahrhundert später als blühende Siedlung das Gründungsjubiläum begehen konnte.

Es waren ausschließlich wirtschaftliche Verhältnisse, die am 16. April 1845 fast 200 Glarner zum Verlassen ihrer Heimat trieben. Das Land vermochte damals die in den auf die napoleonischen Kriege folgenden langen Friedensjahren stark angewachsene Bevölkerung nicht